

... Esther Kunz-Vögeli, Spezialärztin für Kinder- und Jugendmedizin in Bern-Bethlehem «Ich bin Medizinerin und Mutter»

Daniel Lüthi

Text und Bilder

danielluethi@gmx.ch

Die Praxis befindet sich im Parterre eines schmucklosen modernen Zweckbaus, inmitten anderer Hochhäuser. Jetzt, in der Advents- und Weihnachtszeit, finden sich hier Zeichen von Weihnachtsmann und Christkind, Spuren von Romantik und christlicher Tradition: Beim Empfang stehen der Nikolaus und ein Christbaum, überall an den Decken hängen liebevoll handgesägte Holzsterne, an den Wänden Kränze mit Tierlein und Spielsachen drin; in der Luft schwebt ein leichter Zimtduft. Solche Hinweise auf die biblische Geschichte passen wie selten sonst. Denn diese Praxis liegt mitten in Bethlehem. Nicht im Westjordanland, sondern im Westen von Bern. Hier kümmert sich

Esther Kunz seit zehn Jahren um Kinder, «die zusammen mit ihren Eltern, wie in der Weihnachtsgeschichte, auch nicht alle freiwillig hierhergekommen sind.» Kinder aus dem Morgen- und dem Abendland.

Die wenigsten sind Christkinder.

Ausländerinnen und Ausländer

Esther Kunz kennt auch das andere Bethlehem, jenes in Israel. Im Alter von knapp 20 Jahren, nach dem 1. Prope, arbeitete sie – wie viele andere Jugendliche aus der ganzen Welt auch in jener Zeit – in einem Kibbuz. Und damals besuchte sie eben auch Bethlehem,



den Geburtsort von Jesu. «Es war abenteuerlich», erzählt sie, «als Bünzli-Schweizerin sprach ich damals zum ersten Mal mit einem Araber, die mir fremden Menschen, Sprachen und Kulturen faszinierten mich.»

Wer hätte damals gedacht, dass sie Jahrzehnte später als Ärztin sehr intensiv mit fremden Menschen, Kulturen und Sprachen zu tun haben würde, wiederum an einem Ort, der Bethlehem heisst!?

Die meisten ihrer kleinen Patientinnen und Patienten stammen aus dem Balkan, viele aus Südeuropa, einige aus Mittel- und Südamerika, Afrika und Asien. «Nur etwa zehn Prozent sind Schweizerinnen und Schweizer – aber die wenigsten von ihnen wohnen hier in Bethlehem, sondern an bevorzugten Lagen in umliegenden ländlichen Gemeinden.»

Meistens sind es nicht die kleinen Patientinnen und Patienten, die dieser passionierten Kinderärztin am meisten zu schaffen machen, sondern deren Eltern. Klar: Wer sich mit Tamilen oder Thailänderinnen, mit Serbinnen oder Somaliern, mit Leuten aus dem Kosovo und aus Kenia, Iran, Irak oder Indien zu verständigen hat, der hat vorerst einmal ein Kommunikationsproblem. «Oft brauche ich einen Dolmetscher. Und oft einen interkulturellen Vermittler», sagt Esther Kunz. Und: «Ja, manchmal ist diese Arbeit sehr aufwendig.»

Faszination und Ärger

Wer hier arbeitet, muss offen sein und Ruhe bewahren können. Esther Kunz kann das – meistens. Sie ist auch ein Mensch, der oft und gerne lacht. Und der sich von Fremdem und Unbekanntem nach wie vor faszinieren, beeindrucken, verzaubern lässt.

Bisweilen aber ärgert sie sich ausserordentlich: «Wenn die Leute frech sind und fordernd, unpünktlich oder respektlos, rege ich mich sehr auf.» Am meisten widerstrebt ihr die Konsumhaltung, die sich bei vielen Kundinnen und Kunden – bzw. eben deren Eltern – breitgemacht hat. «Es gibt Leute, die beneh-

«Oft sind wir hier halt ein Sammeltopf für alles: den Unmut, den Frust über irgendetwas, die zu hohen Krankenkassenprämien beispielsweise.»

men sich wie in einem Selbstbedienungsladen, sie verlangen nach Zusatzuntersuchungen, sie wollen so viele Leistungen wie möglich konsumieren, ohne Wertschätzung und ohne Respekt für mich als Ärztin.» Eine Haltung, die oft auch zum «Ärzteshopping» führe: «Wenn die Leute das Gewünschte bei mir nicht erhalten, holen sie's halt an einem anderen Ort.» Eine anstrengende Sache, wie gesagt. Auch deshalb, weil die eigentliche medizinische Arbeit regelmässig von psycho-sozialen Aspekten überschattet



Esther Kunz-Vögeli

Dr. med. Esther Kunz-Vögeli wurde 1949 in Siebnen im Kanton Schwyz geboren. Die Schulen besuchte sie im Kanton Baselland, Medizin studierte sie in Bern und Basel, 1975 machte sie das Staatsexamen. Anschliessend spezialisierte sie sich in den Kinderspitälern von Aarau und Basel auf Pädiatrie. 1983 eröffnete sie zusammen mit einer Kollegin eine pädiatrische Gemeinschaftspraxis in Gelterkinden (BL), wo sie bis 2000 praktizierte. Seit Mitte 2000 führt sie in Bern-Bethlehem, einem Hochhaus-Quartier mit einem hohen Ausländeranteil im Westen der Stadt, ihre Praxis für Kinder- und Jugendmedizin – wie lange noch, ist unklar.

Esther Kunz-Vögeli ist Mutter von zwei erwachsenen Söhnen. Sie wohnt in der Stadt Bern – aber nicht in Bethlehem.

oder überlagert wird: «Oft sind wir hier halt ein Sammeltopf für alles: den Unmut, den Frust über irgendetwas, die zu hohen Krankenkassenprämien beispielsweise.»

Oft sind es auch tiefliegende Traumata oder Angststörungen, die den Kontakt zum Klientel prägen, viele kommen aus Kriegsgebieten, haben Gewalt erlebt. «Viele Eltern leiden unter Depressionen oder sind, wenn es um ihre Kinder geht, überängstlich.» Viele sind auch überfordert, weil beide Elternteile arbeiten. «Immer wieder muss ich dafür besorgt sein, dass die Eltern ihre Probleme nicht auf dem Buckel ihrer Kinder abladen, muss ich dafür schauen, dass die Kinder zu ihren Rechten kommen.» Eine gute Vernetzung mit anderen Stellen im Quartier und in der Stadt ist da unter anderem gefragt.

Im Wartezimmer steht für die Kleinen ein Holzpferd. Und für die Grossen hängt dort an der Wand,

sorgsam gerahmt, die Erklärung der UNO über die Rechte des Kindes.

Beruf und Familie

Letzthin hat sich Esther Kunz an einer Weiterbildungsveranstaltung mit Kolleginnen und Kollegen zum Thema «Migration» ausgetauscht. Dies hat sie als wichtige Erkenntnis zurück in ihre Praxis mitgenommen: «Ich wurde im Bewusstsein bestärkt, wie wichtig für mich als Ärztin der Beziehungsaufbau ist. Ich muss – nicht nur geografisch – wissen, woher die Leute kommen, bevor ich medizinisch arbeiten kann. Entgegen meiner ursprünglichen Annahme, ich dürfe mich nicht allzu sehr einmischen, kann und soll ich also auch über Privates der Eltern sprechen.»

Von ihrem eigenen Privatleben gibt Kinderärztin Kunz nur ungern Details preis, in aller Regel achtet sie auf eine strikte Trennung zwischen drinnen und draussen, zwischen Arbeit und Privatbereich. Dies ist die Ausnahme: «Was ich immer wieder gern sage, ist, dass ich selber auch Kinder habe. Ich bin Medizinerin und Mutter. Und das heisst für die Mütter meiner kleinen Patienten, dass ich, wie sie auch, eine Frau mit Vergangenheit und Erfahrungen bin. Sie wissen also, dass ich weiss, wovon ich spreche, und das ist mir wichtig.»

Praxis und Privatleben

Esther Kunz wirkt nicht verbittert, sondern lebenslustig und kämpferisch. Aber: Es scheint sie zu stören oder gar traurig zu stimmen, dass sie für ihre Praxis in Bethlehem noch keine Nachfolge-Lösung in Sicht hat. «Mal schauen», sagt sie in ihrem fast nostalgisch wirkenden Baselbieter-Dialekt – und lacht. Unklar ist auch, wie lange sie noch in dieser Intensität weiterarbeiten will und kann – «mal schauen». Klar ist für sie, und diese zunehmenden Freiheiten schätzt sie am Älterwerden: «Ich will mich nicht kaputt arbeiten. Deshalb habe ich auch gelernt, mich zu schützen, mir meine Auszeiten zu nehmen, nicht immer erreichbar zu sein.» Gezielt setzt sie als organisatorisches Instrument den Telefonbeantworter ein.

«Das Leben ist kurz», sinniert Kunz, «und deshalb werde ich zunehmend selektiv. Ich will und kann nicht mehr alles mitmachen, alles lesen, alles konsumieren.» Das neue Shopping-Center «Westside» ganz in der Nähe zum Beispiel meidet sie. Auch die Innenstadt zur Weihnachtszeit: «Diese Hektik und Betriebsamkeit, dieser Konsumwahn – das nervt mich. Zu viele Leute hat der Wohlstand verdorben.»

Für sich selber wünscht sich diese wirblige Frau mehr Gelassenheit. Zunehmend möchte auch sie ihr Leben mehr geniessen können. Was ist Genuss für

«Ich muss – nicht nur geografisch – wissen, woher die Leute kommen, bevor ich medizinisch arbeiten kann.»

Sagt's – und denkt zurück an die Zeit in Gelterkinden, einer ländlichen Gemeinde im Baselbiet, wo sie selber versuchte, Familie und Beruf unter einen Hut zu bringen. «Gemeinschaftspraxis» hiess der Schlüssel zum Erfolg. Esther Kunz ist davon überzeugt, dass dies auch das Rezept für die Zukunft ist. Denn sie hat durchaus Verständnis dafür, dass die jungen Ärztinnen von heute zunehmend nicht nur arbeiten wollen, sondern dass sie auch eine Familie und für diese Zeit haben wollen. Bloss: «Man muss sich eben auch engagieren. Es geht beispielsweise nicht an, dass jemand keine Notfalldienste übernehmen will. Aber viele junge Mediziner wollen das nicht mehr, wollen auch kein unternehmerisches Risiko tragen, lassen sich lieber anstellen und spezialisieren sich aufs Rosenpicken.»

sie? Eine Wanderung mit Freunden, «lieber hinauf als hinab», ein gutes Gespräch, schwimmen im Meer. Kultur: Musik, Kino und Konzerte. Trauben lesen, singen in einem Chor. Oder: reisen. Und Zeit haben – zum Beispiel für einen Moment wie diesen: In einer Kirche in Italien beobachtete Esther Kunz vor einiger Zeit einen vielleicht fünfjährigen Knaben. Er lehnte, mit seiner Plüschente unter dem Arm, an einer Säule, völlig gebannt von der Musik, und wiegte den Kopf im Takt sachte hin und her. «Dieses Unverfälschte, Direkte hat mich an einen Engel erinnert», erinnert sich Kunz.

Und es ist, als würde sie eine Weihnachtsgeschichte erzählen.

Die nächste «Begegnung mit ...»

Am Ende jeden Monats stellt die Schweizerische Ärztezeitung eine Persönlichkeit vor, die sich im Gesundheitswesen engagiert. Im Januar schildert Daniel Lüthi seine Begegnung mit Bertrand Kiefer, Arzt, Priester, Ethiker – und Chefredaktor der «Revue Médicale Suisse».